Katharina Hagena
HERZKRAFT
Ein Buch über
das Singen
ARCHE

Katharina Hagena

Herzkraft

Ein Buch über das Singen

ARCHE

© 2022 Arche Literatur Verlag AG, Zürich – Hamburg
Alle Rechte vorbehalten
Covergestaltung: Herr K | Jan Kermes, Leipzig, unter Verwendung eines Motivs von Margaret Watts Hughes

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

ISBN 978-3-03790-140-3

www.arche-verlag.com
www.facebook.com/ArcheVerlag
www.instagram.com/arche_verlag

Für Johann und Mathilda

Wünschelrute

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Joseph von Eichendorff

Die Töne

Ihr tiefen Seelen, die im Stoff gefangen,
Nach Lebensodem, nach Befreiung ringt;
Wer löset eure Bande dem Verlangen,
Das gern melodisch aus der Stummheit dringt?
Wer Töne öffnet eurer Kerker Riegel?
Und wer entfesselt eure Aetherflügel?

Einst, da Gewalt den Widerstand berühret,
Zersprang der Töne alte Kerkernacht;
Im weiten Raume hier und da verirret
Entflohen sie, der Stummheit nun erwacht,
Und sie durchwandelten den blauen Bogen
Und jauchzten in den Sturm der wilden Wogen.

Sie schlüpften flüsternd durch der Bäume Wipfel
Und hauchten aus der Nachtigallen Brust,
Mit muthigen Strömen stürzten sie vom Gipfel
Der Felsen sich in wilder Freiheitslust.
Sie rauschten an der Menschen Ohr vorüber,
Er zog sie in sein innerstes hinüber.

Und da er unterm Herzen sie getragen,
Heist er sie wandlen auf der Lüfte Pfad
Und allen den verwandten Seelen sagen,
Wie liebend sie sein Geist gepfleget hat.
Harmonisch schweben sie aus ihrer Wiege

Und wandlen fort und tragen Menschenzüge.

Karoline von Günderrode
1780–1806

Masken

Während meiner Arbeit an diesem Buch bestimmt Corona immer noch große Teile meines Lebens. Seit einem Jahr habe ich in keinem Vokalensemble mehr gesungen. Davor sang ich bis zu dreimal pro Woche in unterschiedlichen Formationen. *Corona*, das bedeutet für mich und viele andere vor allem: *ohne Chor*, ohne meine eigenen Chöre, ohne fremde Chöre, ohne Oper, ohne Elbphilharmonie und ohne die Sängerin Emma Kirkby, deren Renaissancemusik ich so liebe und auf deren Konzert ich mich anderthalb Jahre gefreut hatte, bevor es kurzfristig abgesagt wurde, wie alles andere auch.

Ich lebe inzwischen fast ohne Gesang, abgesehen von dürftigen Duetten mit dem Küchenradio und zerstückelten Soli in der Dusche. Anfangs ging ich manchmal tagsüber in die Kirche und sang mit einer sieben Meter entfernt stehenden Freundin eine halbe Stunde lang zweistimmig, aber meistens wurden wir von den Organisten verscheucht, dann gab es wieder Verschärfungen, und inzwischen kann man die Kirche ohnehin nicht mehr ohne Maske betreten. Zudem ist Singen jetzt verrufen. Onlinesingen habe ich ausprobiert, aber das klappt nicht, denn es zeigt mir vor allem, was mir fehlt.

Dass Singen etwas Gesundheitsgefährdendes ist, dass es angeblich zu Massenansteckungen führen kann, bedrückt mich, selbst wenn neuere Studien besagen, dass die Massenansteckungen bei Chorsängerinnen und Chorsängern eher den Begrüßungsritualen und dem Schwätzchenhalten geschuldet seien. »Wo man singt, da lass dich ruhig nieder«, wurde mir in der Kindheit weisgemacht. Doch nun heißt es, wo man singt, da mach dich schnell vom Acker.

Ich war letzten Sommer auf einer Beerdigung, bei der wir hinter der Maske ein bisschen summen konnten, und allein das Summen von »Geh aus mein Herz« hat mich schon erfreut, auch wenn mein Herz nur wahrhaft ausgehen kann, wenn sich der Mund dabei öffnen darf. Beim Summen mit Maske fühlte ich – genau wie in jenem Gedicht der Günderrode – wie meine Töne »im Stoff gefangen (…) nach Befreiung« rangen, und wie sie fragte ich mich: »Wer löset eure Bande dem Verlangen, / Das gern melodisch aus der Stummheit dringt?«

Die Maske, die wir zurzeit überall tragen müssen, macht, dass wir undeutlich artikulieren; die Laute, die durch die Maske dringen, klingen dumpf. Und doch erkenne ich manche Maskierten – vor allem, wenn sie noch dazu Mütze und Sonnenbrille tragen – erst, wenn sie mich durch die Maske ansprechen. Zudem kann man an der Stimme immer noch hören, ob jemand lächelt.

Die Person hinter der Maske spricht und ist damit zu erkennen, ja das Wort *Person* bedeutet selbst »Maske«. Mit

persona war in der Antike die Theatermaske gemeint, die vor allem die Mitglieder des, ja, da ist er wieder, des *chorus* trugen. Aber auch die einzelnen Akteure hatten solche Masken auf, um die typischen Merkmale ihrer Rolle sichtbar zu machen. Die klassische *persona* hatte, anders als eine Corona-Maske, am Mund eine Öffnung, sodass die Stimme »hindurchklingen« konnte, was auf Latein *personare* heißt. Die Stimme allein definiert also die Person.

Die Stimme vermag durch alle unsere Masken, die sichtbaren wie die metaphorischen, zu dringen. Deshalb ist es beim Singen das Wichtigste, die *eigene* Stimme zu finden und zu benutzen.

Natürlich ist es schön, eine »große« Stimme zu haben, mit der man Wagner-Arien locker wegschmettert, oder einen Stimmumfang von vier Oktaven aufweisen zu können oder eine perlende Koloratur mit der Beweglichkeit von Quecksilber oder ein Power-Vibrato, das schon fast unter Jodeln fällt. Technik ist gut, aber nur, wenn sie die eigene, *persönliche* und damit einzigartige Stimme unterstützt.

Das Gleiche gilt übrigens auch für das Schreiben, das eng mit dem Singen verwandt ist. In der Stimme, singend oder schreibend, tritt dein Inneres nach außen.

Die Stimme zu verstellen geht immer nur für einen kurzen Moment gut, wie beim Märchen vom Wolf, der die sieben Geißlein zu überlisten versucht, indem er seine Stimme durch den Verzehr von Kreide ziegenähnlich macht. Es nützt also nichts, wenn ich versuche, so kristallin

zu singen wie Emma Kirkby oder so kraftvoll wie Adele. Oder wenn es andere versuchen, die es von vornherein schon besser konnten als ich. Ich empfinde einen fast körperlichen Widerwillen gegen »gefakte« Stimmen. Sie ärgern mich, egal wie gekonnt sie singen – oder sprechen. Ich fühle mich immer irgendwie betrogen, genau wie jene sieben Geißlein.

Erst wenn deine Stimme den Weg durch alle Masken schafft, sei es eine Geißenmaske, die Maske der Person, die du gern wärst oder von der du glaubst, dass andere gerne hätten, dass du sie wärst, vermag diese Stimme Menschen zu berühren. Sogar in Zeiten, da Berührungen verboten sind. Gerade dann.

Noch bist du da

Wirf deine Angst
in die Luft

Bald
ist deine Zeit um
bald
wächst der Himmel
unter dem Gras
fallen deine Träume
ins Nirgends

Noch
duftet die Nelke
singt die Drossel
noch darfst du lieben
Worte verschenken
noch bist du da

Sei was du bist
Gib was du hast

Rose Ausländer
1901–1988

Fliegen

Immer wenn ich singe, schwimme oder Schlittschuh laufe, glaube ich, dem Fliegen so schon sehr nahe zu kommen. Das bedeutet nicht, dass es nicht noch andere Dinge gäbe, bei denen man sich fühlt, als flöge man: Paragliding, Drachenfliegen, Kitesurfen, Trapezturnen oder Seiltanzen mögen ähnliche Empfindungen hervorrufen, aber Hilfsmittel, die größer und komplexer sind als ein Paar Schuhe mit Kufen, zählen für mich nicht.

Singen, wenn es einmal gelingt, fühlt sich vielleicht auch deshalb an wie Fliegen, weil es schließlich eine Art Flug ist: Mit der Stimme schweben wir über unserem eigenen Luftstrom. Sich zusammenziehend saugt das Zwerchfell die Luft an, die Lunge verströmt sie, die Stimmbänder schwingen darin, und die Stimmlippen steuern. Je sicherer und leichter und virtuoser wir uns in und auf der Luft bewegen können, desto beglückender der Höhenflug. Singend werfen wir mit unserer Stimme »die Angst in die Luft«, wie in jenem Gedicht von Rose Ausländer, in dem zumindest noch »die Drossel« singt.

Wenn das Singen also ist wie Fliegen, dann muss es natürlich auch wie Schlittschuhlaufen oder Schwimmen sein. Die Gefahren bei allen vier Tätigkeiten sind sich ähnlich: abstürzen, einbrechen, absinken, keine Luft mehr

kriegen, untergehen. Die ersten gesungenen Töne nach langer Zeit sind wie der Moment, in dem meine Kufen im Winter zum ersten Mal den zugefrorenen See berühren. Erst bin ich noch ein wenig aufgeregt und wackelig, aber bald gleite ich über die weite Fläche und möchte mich eigentlich nie wieder anders fortbewegen.

Es mag sein, dass ich dies nur so empfinde, weil Winter ist, während ich dies schreibe. Wäre es draußen heiß, würde ich möglicherweise sagen, die ersten Töne seien wie das Schwimmen im See an einem späten Sommernachmittag: Beim Hineingehen bin ich erst atemlos, schaue mich noch etwas unsicher nach den anderen um, doch bald ziehe ich meine eigene Bahn durch das große, grüne Wasser, und je länger ich schwimme, desto weniger platscht und schäumt es um mich herum, bis ich mich fühle wie ein Fisch oder wie jene schlängelnde Ringelnatter, die mir einmal mitten auf dem See begegnet ist.

Ich habe Sängerinnen und Sänger gefragt, wie sich Singen für sie anfühlt: Baden in Luft- und Klangstrom, Seelenfreiflug, eine Schwingung, die vollkommene Durchlässigkeit. Wenn es gut läuft, wie Fliegen, wenn nicht, den Tränen nahe.

Fliegen, Baden, Strömen, Schwingen, Tränen – all dies sind Bilder von Luft und Wasser. Singen ist also wie ein Elementenwechsel, ja es ist, als könnten wir singend die Schwerkraft überwinden, und doch sind wir dabei so

geerdet wie selten. Wir stellen die Füße bewusst nebeneinander, je weniger Absatz zwischen Fußsohle und Boden, je größer die Kontaktfläche zwischen uns und der Erde, desto besser: Um leicht zu singen, müssen wir uns schwer machen, uns auf das Zwerchfell konzentrieren, das Becken, auf Körperteile, die nicht im Kopf sind.

Eine Gesangslehrerin sagte mir einmal, ich müsse mehr mit den Oberschenkeln singen. Und ich glaube, sie meinte, ich müsse meine Töne besser gründen, tiefer im Körper verankern. Wenn wir aus voller Kehle singen, heißt das nicht, dass wir besonders viel *mit* der Kehle singen müssen. Im Zwerchfell entscheidet sich eher die Qualität meines Gesangs. Oder in der Stärke der Luftsäule, die, gefühlt, von meinen Fußsohlen bis zur Schädeldecke und noch ein Stück darüber hinaus reicht. Je höher mein Ton, desto tiefer muss ich ihn spüren. Singen ist immer beides zugleich: Erde und Luft, durchlässig und kraftvoll, Fluss und Form.

Das Hirtenfeuer

Dunkel, dunkel im Moor,
über der Heide Nacht,
nur das rieselnde Rohr
neben der Mühle wacht,
und an des Rades Speichen
schwellende Tropfen schleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Grase duckt,
in dem modernden Sumpf
schlafend die Kröte zuckt,
und am sandigen Hange
rollt sich fester die Schlange.

Was klimmt dort hinterm Ginster
und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinster,
die löschend niederstäuben;
nun wieder alles dunkel –
ich hör’ des Stahles Picken,
ein Knistern, ein Gefunkel,
und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
im Kreis umher, sie strecken
die Hände, Torfes Brocken

seh ich die Lohe lecken;
da bricht ein starker Knabe
aus des Gestrüppes Windel
und schleiftet nach im Trabe
ein wüst Wacholderbündel.

Er läßt’s am Feuer kippen –
hei, wie die Buben johlen
und mit den Fingern schnippen
die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
am Ohre lustig flattern,
und wie die Nadeln spritzen,
und wie die Äste knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken
aufs neu umher im Kreise,
und wieder fliegen Brocken,
und wieder schwelt es leise;
glührote Lichter streichen
an Haarbusch und Gesichte,
und schier Dämonen gleichen
die kleinen Heidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,
was streckt er in das Dunkel
den Arm wie eine Rute,
im Kreise welche Gemunkel?

Sie spähn wie junge Geier
von ihrer Ginsterschütte:
ha, noch ein Hirtenfeuer,
recht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen
und seine Schimmer breiten,
den wirren Funkenreigen
übern Wacholder gleiten;
die Buben flüstern leise,
sie räuspern ihre Kehlen,
und alte Heideweisen
verzittern durch die Schmehlen.

»Helo, helo!
Heloe, loe!
Komm du auf unsre Heide,
wo ich mein Schäflein weide,
komm, o komm in unser Bruch,
da gibt’s der Blümelein genug! –
Helo, heloe!«

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
und leise durch den Ginster zieht’s heran:

Gegenstrophe.

»Helo, heloe!

Ich sitze auf dem Walle,
meine Schäflein schlafen alle,
komm, o komm in unsern Kamp,
da wächst das Gras wie Bram so lang! –
Helo, heloe!
Heloe, loe!«

Annette von Droste-Hülshoff
1797–1848